

**DIE BEZAUBERTE ROSE,  
EIN GEDICHT IN  
DREI GESÄNGEN;  
POETISCHES TAGEBUCH**

Published @ 2017 Trieste Publishing Pty Ltd

ISBN 9780649762170

Die Bezauberte Rose, ein Gedicht in Drei Gesängen; Poetisches Tagebuch by Ernst Schulze

Except for use in any review, the reproduction or utilisation of this work in whole or in part in any form by any electronic, mechanical or other means, now known or hereafter invented, including xerography, photocopying and recording, or in any information storage or retrieval system, is forbidden without the permission of the publisher, Trieste Publishing Pty Ltd, PO Box 1576 Collingwood, Victoria 3066 Australia.

All rights reserved.

Edited by Trieste Publishing Pty Ltd.  
Cover @ 2017

This book is sold subject to the condition that it shall not, by way of trade or otherwise, be lent, re-sold, hired out, or otherwise circulated without the publisher's prior consent in any form or binding or cover other than that in which it is published and without a similar condition including this condition being imposed on the subsequent purchaser.

[www.triestepublishing.com](http://www.triestepublishing.com)

**ERNST SCHULZE**

**DIE BEZAUBERTE ROSE,  
EIN GEDICHT IN  
DREI GESÄNGEN;  
POETISCHES TAGEBUCH**



Bibliothek  
der  
Deutschen Nationalliteratur  
des  
achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.

53875b

# Die bezauberte Rose.

Ein Gedicht in drei Gesängen.

## Poetisches Tagebuch.

Von

Ernst Schute.

Mit Einleitung und Anmerkungen

herausgegeben

von

Julius Tittmann.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1868.

## Ernst Schulze.

Die Nachrichten über Ernst Schulze's Leben und dichterische Entwicklung blieben lange Zeit auf einen kurzen Lebensabriß beschränkt, welchen der Herausgeber seines Nachlasses, Friedrich Bouterwek, den „Sämmtlichen poetischen Schriften“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1818—19) voranstellte. Fast vierzig Jahre später wurde endlich das Bild seines Lebens und Dichtens durch eine umfassende Biographie von Hermann Marggraf (Ernst Schulze, „Sämmtliche poetische Werke“, 1856, Bd. 5) vervollständigt. Dem Verfasser lag als neu eröffnete Quelle zunächst ein Tagebuch vor, welches der Dichter vom 8. September 1811 bis zum 17. Juli 1816 geführt hat, und das sämmtliche Briefe desselben an Adelheid Dybjen einschließt. Diese Selbstbekenntnisse wurden durch Briefe an Freunde, den in Hildesheim verstorbenen Medicinalrath Bergmann, die Gräfin Karoline von Egloffstein und den hannoverschen Oberforstmeister von Beauvais-Marconnay, ergänzt. Dazu kamen noch ein kurzer biographischer Entwurf von seinem Bruder (gestorben als Oberstencerrath zu Hannover) und andere Mittheilungen von Personen, welche dem Dichter einst befreundet waren. Unter den Briefen nimmt die Correspondenz mit Bergmann die erste Stelle ein; keiner seiner Freunde stand, nach des Dichters eigenen Worten, seinem Herzen so nahe wie dieser. In der am tiefsten bewegten Zeit seines Lebens geschrieben und bis zum November des Jahres 1812 reichend, entfalten sie ein höchst anziehendes Seelengemälde. Die Darstellung Marggraf's konnte also zum ersten mal ein genügendes Bild eines reichen Dichterlebens entwerfen.

Dennoch mußte man eines vermissen. Für die ersten Jahre von Ernst Schulze's Jugendzeit blieben auch diese Nachrichten unvollständig. Was der erste Biograph aus seinen eigenen Erzählungen wußte, was der Dichter gelegentlich selbst über sein Anabenalter ausfragt, blieb neben den Erinnerungen von Verwandten und Freunden das einzige hier zu Benutzende. Dem Herausgeber des

vorliegenden Bandes war es möglich, auch nach dieser Seite hin die flüchtige Skizze, welche Bouterwek geben konnte, weiter auszuführen. Zu dem frühern Material ist jetzt noch eine Reihe von Briefen gekommen, welche, fast in Schulze's Knabenzeit beginnend, über einen Zeitraum von fünf Jahren sich erstrecken und erst da aufhören, wo jene ergiebigeren Quellen beginnen. Diese Briefe Schulze's, im Besitz der Verlagsbandlung J. A. Brochhaus, sind an den ältesten seiner Jugendfreunde, Friedrich von Bülow (gestorben als Geh. Legationsrath zu Berlin 1853), gerichtet und reichen vom 10. Juli 1805 bis zum 2. September 1810.

Das Leben unseres Dichters ist seinem Äußern Gange und Verlaufe nach einfach, desto reicher aber an internen Entwicklungsmomenten, welche im Zusammenhang mit seinem Dichten stehen; deshalb sind in einer Biographie, welche zugleich eine Charakteristik seines Wirkens bieten will, mehr diese als jener hervorzuheben.

Ernst Konrad Friedrich, der zweite Sohn des Bürgermeisters Schulze, wurde zu Celle den 22. März 1789 geboren. Der Vater wird als ein trefflicher Mensch und tüchtiger Geschäftsmann geschildert. Die Familie lebte in angenehmer geselliger Verbindung mit den gebildetsten Familien der Stadt und in glücklichen häuslichen Verhältnissen. Die Knaben verloren schon früh ihre Mutter, die Tochter eines Pastors Lampe. Der Vater war darauf noch zweimal verheirathet; die zweite Frau lebte nur wenige Jahre; die dritte, Antonie Schwarz, wenn auch noch jung und unerfahren, wurde dem Knaben eine gute Mutter. Die beiden Brüder waren der ganzen Anlage ihres Wesens nach außerordentlich verschieden. Während der ältere, mehr dem Sinne des Vaters nachartend, schon früh für das praktische Leben bestimmt schien, fehlte dem jüngern alles, was man im Hause an jenem schätzte. Kräftig und wild, zeigte er bei wenig Neigung zu ernstem Lernen einen entschiedenen Mangel an praktischem Geschick. Er selbst schildert sich später als einen wunderlichen Knaben; ungefahr bis in sein vierzehntes Jahr wurde er zu Hause für ein ganz gutmüthiges, aber höchst unnützes und zu allen Dingen unbrauchbares Geschöpf gehalten, weil er weder Kleider noch Bücher schonte, alle Besorgungen verkehrt ausrichtete und vor allen, weil er das Rechnen nicht lernen konnte. Da man ihn also für äußerst unbedeutend hielt, so glaubte er endlich selbst daran, oder gab sich doch nicht die Mühe, seine Hausgenossen vom Gegentheil zu überzeugen. Desto größer war dagegen das Ansehen, welches er unter Freunden und Bekannten genoss. Was er im Hause nicht geltend machen konnte und wollte, geistige Ueberlegenheit und entschlossenes, mutbiges Wesen, wurde draußen im vollen Maße anerkannt. Zum Glück zeigte der Vater



sich auch darin als ein vortrefflicher Charakter, daß er, wie der dankbare Sohn später („Cäcilie“, Ges. XIX, Str. 6) rühmte, „schon früh des Sohnes Sinn verstand und nicht mit engem Maß ihm seinen Pfad bedeutete“. Er blieb sich selbst überlassen. Auch die Einrichtung der Schulen begünstigte in jener Zeit die Eigenheit abweichender Bildungswege. Nicht durch gesetzliche Prüfungen beengt, strebte man selbst auf den bessern Anstalten nicht nach einer gleichmäßigen Ausbildung in allen heute als nöthig anerkannten Fächern, sondern ging nur auf eine allgemeine Vorbildung für die Universitätsstudien aus, die man vorzugsweise, ja ausschließlich auf die alten Sprachen gründete. Gerade diese scheinen ihn doch interessiert zu haben. Sonst sah er gemächlich beim Lesen von Romanen und Gedichten oder im träumerischen Sinnen über das Gelesene. Dabei sammelte er eine Zeit lang eifrig Münzen und Wappen, doch nur um seine Sammlungen, wenn sie zu einer gewissen Vollständigkeit gediehen waren, wieder beiseitezulegen.

Diese Zeit mäßiger Träumerei, schweuen und linkschen Wesens dauerte jedoch nicht lange. Was wir aus seinem fünfzehnten und sechzehnten Jahre wissen, zeigt von allem dem keine Spur mehr. Jetzt war eine entschiedene Wandelung in seinem ganzen Wesen eingetreten; eine neue Welt schien ihm angegangen. Sein Gesichtskreis begann sich über den engen Kreis der Schule und des Hauses zu erweitern. Wenige Meilen von Celle entfernt liegt ein ritterschaftliches Gut der gräflichen Familie von der Schulenburg, Havigsborg, welches damals sein Vater verwaltete. Hier brachte er, wie immer sich selbst überlassen und allein, seit dem Jahre 1803 oft ganze Monate zu. Hier war alles vereint, um auf die Phantasie des Jchen durch seine Lectüre poetisch angeregten Knaben einen eigenthümlichen Zauber auszuüben; ein altes unbewohntes und zerfallendes Herrenhaus in Mitte eines verwilderten Parks, den ein kleiner Fluß durchschneidet, darin ein Saal mit kleinen Fenstercheiben und hohem Mantel, an den Wänden ritterliche Ahnenbilder, auf moridem Fußboden wunderbar geformtes Hausgeräth: das war ein Aufenthalt, von dem er mehr sich angezogen fühlte, als von der freundlichen Wohnung des Pächters. Hier brachte er seine Tage und Nächte zu, wenn er nicht etwa draußen durch Wald, Moor und Heide streifte. Hier auch fand er eine alte Bibliothek französischer Romane, welche dem Lesecifer neue Nahrung bot. Zu gleicher Zeit sollte er auch einmal gänzlich aus den alten Umgebungen heraustrinken. Auf einer Reise durch den Harz und über Göttingen nach Kassel, welche er in seinem fünfzehnten Jahre mit zwei Freunden, Söhnen des Oberappellationsraths von Bülow, unternahm, ging auch seinem offenen Blicke für Naturschönheiten eine neue Welt auf, wie sie Heide und Moor ihm nicht

bieten konnte, wenn er auch dieser ersten Jugendeindrücke sich stets mit sehnsüchtiger Wehmuth erinnerte.

In diese Zeit fallen auch seine ersten poetischen Versuche. Im Umgang mit seinen Freunden entwickelt sich sogar schon eine gewisse schriftstellerische Thätigkeit, namentlich im Verein mit Fritz von Bülow, dem er stets in vertrauter Freundschaft verbunden blieb. Die Knaben verfaßten kleine Aufsätze, die sie einander zur Beurtheilung vorlegten, und redigirten eine kleine Zeitung für Familien- und Schulanlagenlegenheiten wie für Tagesereignisse. Als dieser Verkehr durch den Abgang des Herrn von Bülow nach Berlin unterbrochen wurde, trat bald ein eifriger Briefwechsel an seine Stelle. Schon am 10. Juli 1805 schrieb Ernst an seinen Freund Fritz einen Brief voll begeisterter Freundschaftsver Versicherungen. Er war nach Havigborst gegangen, „um seinen Schmerz über die Trennung zu mildern und in Gesellschaft seines Wieland's und Kleist's sich des entzückenden Anblicks der wiederzulebenden Natur zu erfreuen“. Hier entstand auch das erste Gedicht, dessen, nach Bouterwek's Bericht, sein Vater sich erinnerte, eine Ode im Stil Klopstock's, dessen Weise seiner augenblicklichen Stimmung, der Sehnsucht nach dem Freunde, entsprach. Sonst fühlte er sich von dem ersten der genannten Dichter mächtiger angezogen. Schon die Lectüre französischer Liebesromane und Heenmärchen konnte ihn nur zu diesem führen. Er nennt ihn ausdrücklich seinen Lieblingsdichter, der seine ganze Seele so eingenommen habe, daß er ihn förmlich zu studiren anfange. Er rühmt an ihm „seine leichte und unterhaltende Schreibart, den seinen und treffenden Witz und den blühenden Ausdruck, selbst in den prosaischen Werken“. Unter den Geschenken, welche er zu Weihnacht 1806 erhielt, erwähnt er neben Wieland's „Aristipp“ und einer Sammlung deutscher Originalgedichte (Vetterlein's „Chrestomathie deutscher Gedichte“, Köthen 1796—98) auch Werke von Goethe und Schiller: „Hermann und Dorothea“, „Carlos“ und „Maria Stuart“, die er mit Verständnis las; aber immer kam er doch auf Wieland zurück. Er schreibt den 26. März darüber an Bülow: „Du rühmst mir deinen Schiller; auch ich verehere diesen göttlichen Dichter.“ Er schätzte ihn als „das verzaglichste Genie im Lyrischen und Dramatischen“, hielt aber Wieland für das „größte Genie aller Zeiten“. Bei Schiller's Gedichten fühlte er sich durch den allmächtigen Schwung fortgerissen, aber jener gewährte ihm einen zwar nicht so stürmischen, feurigen, aber doch einen sanftern, bleibendern und wehthätigern Genuß. „Seine lachende Phantasie, welche ich mir zu eigen zu machen suche, hat meinen Geist so heiter und so fröhlich gemacht, daß fast nichts von den Spuren einer Melancholie, welche mich sonst oft überfiel, in mir übrig ist, und nur noch eine sanfte Schwermuth mich überfällt, welche

mir oft süße, wehmüthige Augenblicke gibt.“ In solchen Stimmungen wandte er sich dann auch wol zu Horik's „Empfindsamer Reise“. Sterne und Shakespeare beschäftigten ihn in den Ferien 1806 ausschließlich. Am 20. Juni schreibt er darüber: „Nichts gleicht der sanften, rührenden Empfindsamkeit des einen und der Stärke, Fülle und Erhabenheit des andern.“ Seine Lektüre fesselte ihn so sehr, daß er keine Nacht vor 1 Uhr zu Bett ging; ja, er mußte sich selbst sagen, daß er unter solchen geistigen Genüssen ein „Wäkling“ geworden sei, der auf seine Gesundheit wenig Acht hatte. Daneben fand er noch Zeit, eine Anzahl Romane durchzulesen, unter denen vor allen Kähler's „Hermann von Löbened“, der jochen erschienen war, „dieser schönste Roman, den er je gelesen hatte“, ihn fesselte, vielleicht weil der Held dieses Sittengemäldes schon im ersten Jünglingsalter in ein ereignisreiches Leben eingeführt wird. Solche leichtere Unterhaltungsliteratur vermittelte dann wieder eine neue Rückkehr zu dem Dichter der „Grazien“. Seinem Freunde gegenüber glaubte er jedoch einer besondern Rechtfertigung zu bedürfen, die er in den Worten ausjrad: „Seine Schriften haben an meiner sittlichen und wissenschaftlichen Bervollkommnung sehr viel Antheil; er ist der Leiter, Beurtheiler und Schöpfer meines Geschmacks; warum sollte ich ihn also nicht lieben und verehren, da ich ihm soviel schuldig bin?“ So vertheilt es sich eigentlich von selbst, daß seine ersten dichterischen Versuche von diesem Vorbilde ausgehen und an dasselbe sich anlehnen. Hier fand er die Welt der Ideen wieder, wie er sich dieselbe auszubauen liebte. Seine Briefe sind voll schwärmerischer, oft freilich sehr inhaltsloser Ergüsse über die Macht der Phantasie, welche den Menschen aus dem gewöhnlichen Lebensgange emporhebe; ja er stellt diese Macht weit über das lebendige Leben selbst: „Wie viel schöner ist doch der Gedanke an genessene Freuden, als der Genuß der Freuden selbst! dann erscheinen sie uns ungetrübt in einem so rosigen Farbenlichte, zaubern uns in ein so wonniges Vergessen der Gegenwart, daß wir in einem magischen Rausche zu schlummern scheinen.“ Er fühlte daneben, wie die durchaus heitere Lebensansicht, in die er sich hineindachte, wohlthätig in sein Wesen selbst hinüberfloß. Wenn traurige Gedanken ihn überkommen wollten, oder herzbrechende Romane ihn verdüstert hatten, fand er bei Wieland Beruhigung, er öffnete dann alle Fenster seiner Seele, „daß die Grazien und Amouretten Besitz davon nahmen“.

Zu dieser Zeit, wo er eben erst in das sechzehnte Jahr getreten war, beschäftigte ihn schon der Plan eines größern erzählenden Gedichts, mit dem er freilich nicht weiter kam. Er fühlte wohl, daß es ihm noch an Gewandtheit im poetischen Ausdruck fehlte, und versuchte deshalb durch Nachahmung selbst sehr abweichender